Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 5

Artikel: An Ernst Oser, den Sechziger

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634956

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

streckend; aber sein Erlebnis vom Nachmittag hinderte ihn durchaus, die Fäuste zu ballen. So verschränkte er die Hände, beide Ellbogen auf die Stuhllehne gestützt, und fing an zu pfeifen, ein ganz dummes Zeug, wie es auf allen Grammophonen gespielt wurde; und als er es drei- oder viermal gepfiffen hatte, wußte er Bescheid.

Was will ich? sagte der Doktor, und er war zum wenigsten mit seiner Einsicht zufrieden: Auf diese Weise ist mir eine Entscheidung erspart, die unmöglich war, so oder so! Also bleibt mir buchstäblich der Ausweg: ich gehe hinunter ins Doktorhaus, wo ich mein Feldbett für mich allein habe!

Er wollte zuerst den Wagen aus der Garage holen; aber als er hinaus in die Helldunkelheit kam, darin alles weich und warm stand, was drinnen im Licht hart und grell gewesen war, hatte er einen plötzlichen Groll auf den Scheinwerfer und auf den Lärm. Das paßte für gestern Abend! trotzte er und ging zum zweiten Mal an diesem Tag den Weg hinab, den er kaum noch anders als vom Wagen aus kannte; aber diesmal ging er ihn in die Nacht, die eine Erkenntnis für ihn bereit hielt.

Denn während er mit seinen langen Beinen hinab schritt — nicht rasch, sondern wie einer, für den es gleichgültig ist, ob er die Füße voreinander setzt oder nicht — und der Weg lag hell vor ihm, obwohl kein Mond schien, vielmehr als ob der lichterfüllte Nachthimmel abfärbte: verging der trotzige Groll, mit dem er hinaus gekommen war, nach hundert Schritten in einen Galgenhumor, darin das Mannestum seiner Landsknechtsnatur die Oberhand bekam.

Das Bild, wie sie zu Dreien um den Feldblumenstrauß saßen, jeder das zwiespältige Paar der beiden andern vor Augen, hatte sich in die Wirklichkeit aufgelöst, daß die beiden Frauen, die für ihn das Paar gewesen waren, nun in seinem Schlafzimmer saßen, sich das Herz ausschütteten; und er der Mann war, wohin er gehörte: auf der Straße!

Ueberall, wo jetzt eine Lampe brannte — und er ließ seine Augen nach den roten Lichtern im Schwyzer Tal suchen — überall war das Nest einer Frau, und die mit in dem Nest saßen als die angeblichen Hausherren, waren die gezähmten Männer. Als die Welt noch richtig war, hatten sie einen Spieß in der Hand oder ein Schwert im Gürtel, auf die Jagd oder in den Krieg zu ziehen: nicht um die Beute, sondern um den Lärm ihrer Schritte. Tod und Schlaf, Haus und Frau: das war alles eins; es war die Erde, daran der Mensch seine Füße frei gemacht hatte. Und der Mensch war der Mann, der nun, für die weibliche Ordnung der Erde gezähmt, Jahr aus Jahr ein bei den Lampen herum saß; müde von einem Beruf, der dem Kaspar Hediger, wie er mit schrägen Schultern dahin schritt, auch nur als eine Weiberlist vorkommen wollte.

Ihm waren zwar die Knochen lahm von dem langen Tag, aber wie die ersten Häuser von Schwyz vor seine Schritte kamen, schien es ihm schändlich, unterzukriechen, nachdem er solchermaßen die Straße als Heimat des Mannes aufgerufen hatte. Ich will einmal hinaus aus dem Lampengelichter! trotzte er; und weil ihm Muota der nächste Ausweg schien, beschloß er, die Stunde nach der Suwarow-Brücke nicht zu scheuen.

Wenn wir erst im Giebelwald sind, tröstete er seine müden Beine, sind wir das Pflaster der Bürgerschaft los! Da ist nur noch die Straße und unten der Fluß: kein Weibersee mit Mondlicht und Geplätscher, sondern männlich über die Steine und durch die Schlucht rauschendes Wasser!

Aber als er schon unter der Kirche durch war, und das Rößli hatte vergebens mit seinen warmen Fenstern gewinkt, hörte er aus dem Ratskeller lachen. Da hocken sie noch beieinander, die der häuslichen Zähmung für einen Schwatz entlaufen sind! wollte er spötteln und blieb sich schon selber zum Spott mit einem raschen Entschluß stehen, der die Suwarow-Brücke quittierte.

Hols der Teufel! grollte der Doktor Hediger: Da sind doch Mannen zusammen ohne das Weibervolk! Und es gelüstete ihn so unwiderstehlich nach einer Brissago, nach Qualm und Späßen und nach einem roten Trunk, daß er hinein ging, selber zu hocken. (Fortsetzung folgt.)

An Ernst Oser, den Sechziger.

(Zu seinem 60. Geburtstage am 31. Januar.)

Verehrter, lieber Herr Oser!

Sie feiern morgen Sonntag Ihren 60. Geburtstag. Es wird ein frohbewegter Tag für Sie sein; denn die Gratulanten werden in Scharen sich einfinden und Ihre Stube im sonnigen Heim draußen an der Stadtgrenze mit Blumen füllen. Man wird in wohlgesetzten Schreiben und feierlichen Reden Ihrer vielen Verdienste um Amt und Oeffentlichkeit gedenken. Fast erscheint es uns vermessen, uns auch noch mit unserem bescheidenen Sträußchen in die Reihen der Glückwünschenden drängen zu wollen.

Doch nein, wir haben ein Recht dazu, das Recht, das zwanzigjährige Freundschaft und Verbundenheit gewährt. Und für uns wird dieses Recht zur Dankespflicht, der wir hier freudigen Herzens nachkommen.

Denn Sie sind uns ein stets bereiter, treuer Mitarbeiter gewesen vom Werdejahr 1911 an durch all die 21 Jahrgänge, die unser Blatt heute hinter sich hat. Sie haben der „Berner Woche" eine große Zahl Ihrer gedankentiefen und formschönen Gedichte für den Erstdruck anvertraut. Dafür möchten wir Ihnen herzlich danken. Ihre Verse fanden bei uns immer freudige Aufnahme; denn wir wußten, wie sehr sie von unsern Lesern geschätzt sind. Sie schreiben eben schlicht und klar, und man braucht sich bei Ihren Gedichten nicht den Kopf zu zerbrechen: Was hat er eigentlich sagen wollen? Sie verstehen es, den Gefühlen und Empfindungen allgemeinmenschlicher Art beredten und klangvollen Ausdruck zu geben.

Sie gehören nicht zu den Lyrikern, die nur sich selber kennen — oder auch nicht kennen — und die darum auch nur von ihrem eigenen lieben Ich zu berichten wissen. Nein, Ihnen eignet in ganz besonderem Maße die Gabe des Einfühlens und Mitfühlens. Sie beobachten das Leben, in dem Sie mit beiden Beinen mitten drin stehen. Sie kennen das Menschenherz, lesen Schicksale aus den Augen, auch bei flüchtiger Begegnung. Sie deuten jede Gebärde und schauen hinter die Dinge. Ein trauriges oder ein fröhliches Gesicht erzählt Ihnen eine ganze Geschichte. Sie verstehen die Sprache des Herzens; darum werden Sie auch so gut verstanden und liest der unverbildete schlichte Leser Ihre Gedichte so gerne.

Das ist aber auch der Sinn Ihres Dichtens! Sie wollen Freude machen, indem Sie eine Begebenheit, einen Anlaß in das verklärende und verschönende Licht des poetischen Ausdruckes rücken. Nicht Kunst um der Kunst, sondern um des Menschen willen! Ihre Kunst der lebendigen Vorstellung und des reimenden Wortes reißt den

Leser oder Hörer aus der dumpfen Atmosphäre des Alltags empor zu den lichten Höhen der Ideale. „Und wecket der dumpfen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen." Wie jener Sänger an der Hoftafel König Rudolfs begleiten Sie das Fest des Lebens mit Ihrem Gesang. Bald ruft ein feierlicher Tag aus dem Jahresreigen, wie Ostern, Pfingsten, Bettag, Weihnachten, Jahreswende und Jahresanfang, den Dichter in Ihnen auf. Bald läßt ein Gedenktag zu Ehren eines verdienten Mannes wie Pestalozzi oder Gotthelf oder Rudolf Münger oder eine festliche Angelegenheit Ihres geliebten Bern — etwa die Eröffnung der Landesausstellung, der „Saffa" oder der „Hyspa", des Aarauer Schützenfestes oder der Murtener Schlachtfeier — Sie zu der stets gestimmten Leier greifen. Und wenn die Sänger die hohen Landesväter ehren wollen im lichtprangenden Kasinosaal, dann begehren sie sicher die Mithülfe Ihrer versgewandten Feder. Man kann sich ohne diese Feder einen Berner Festtag beinahe nicht mehr denken.

Lieber Herr Oser, in Ausübung Ihres „Dichterberufes" haben Sie Ihren Mitmenschen längst mehr Freude und Erhebung gebracht als ein Dutzend Auchkönner des Verses, die sich stolz „Dichter" nennen, aber das lebendige Leben nur vom Schreibtisch aus kennen.

Im übrigen stellen Sie es getrost der Nachwelt anheim, wie man Sie einreihen wird dereinst, wenn die Literaturwissenschaftler die Akten über Sie geschlossen haben. Einstweilen gehören Sie noch dem tätigen Leben an, der bernischen Oeffentlichkeit, dem weiten Freundeskreise, der Leserschaft der „Berner Woche". Diese alle können Ihrer nicht entraten, wollen weiter von Ihnen hören.

Wir haben zum Glück den Beweis dafür — man lese die schönen Verse am Eingang dieses Blattes — daß Ihre Poetenfeder noch nicht eingerostet und daß Ihr Herz noch jung ist, trotz der sechzig Jahre und des grauen Hauptes. So schütteln wir Ihnen also mit frohen Glückwünschen die Hand: „Bleiben Sie noch recht lange, was Sie all die Jahre gewesen sind: Unser Ernst Oser.

Und empfangen Sie mit unserm warmen Danke ein fröhliches Glückauf und unsere herzlichen Grüße!

Redaktion und Verlag der „Berner Woche".

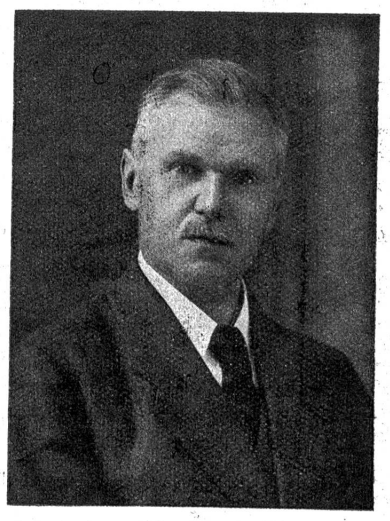
*

Wir geben als Nachwort eine autobiographische Skizze aus der Feder des Dichters wieder, die unsere Leser interessieren wird:

„Ich bin in Basel am 31. Januar 1872 als das jüngste Kind des Dichterpfarrers Friedrich Oser und seiner zweiten Gattin, Antonie geb. Sterchi, einer bernischen Pfarrerstochter, zur Welt gekommen. Mein Vater war damals Pfarrer an der städtischen Strafanstalt in Basel. Sein Haus war erfüllt von dem Hohen und Idealen seines Berufes und seines dichterischen Schaffens. In meiner Mutter hatten wir Kinder eine geistig hochstehende Frau und Freundin vor Augen, die uns auch, selbst eine hochbegabte Klavierspielerin, für Musik und Gesang zu begeistern wußte. Mein Vater stand zudem in steter Verbindung mit den bekanntesten Liederkomponisten der Schweiz und des Auslandes, sodaß die Besucher nie fehlten und ein frohes, schönes Leben im Hause pulsierte. So waren denn meine Jugend- und Schuljahre unvergeßlich schöne.

Mein Vater siedelte nach seiner 18jährigen Tätigkeit in der Stadt nach Benken, einer kleinen, stillen, reformierten Enklavegemeinde im Baselland, hart an der elsässischen Grenze, über, wo er sechs Jahre amtete und dann, tiefbetrauert von uns allen, 72jährig starb. Sein Bild lebt heute noch auf vor meinem geistigen Auge, wie auch das meiner lieben Mutter, die in Basel ein Jahrzehnt später die Augen schloß.

Wenn ich mit meinem Vater feldein ging, so machte er mich immer und immer wieder auf die Schönheiten der Natur und der Heimat aufmerksam; und wenn er dann in seiner traulichen Studierstube im Pfarrhaus, einem Heiligtum für uns alle, seine in Wald und Au aufgekeimten Verse



Ernst Oser.

niederschrieb, so rief er uns zu sich und las uns das Gedicht vor. Wie oft durfte ich diese Freude erleben!

So wurde Lust und Liebe zum Dichten in mir wach; ich versuchte mich in der Kunst des Reimens schon in der frühesten Jugend. Das Dichten ist mir eine Herzensfreude und ein Lebensbedürfnis geworden und geblieben und ich glaube mit meinen Versen vielen wiederum Freude bereitet zu haben.

Ich danke auch dem Dichten und Poetisieren den ideellen Ausgleich in meinem Dasein. Denn meine Berufstätigkeit als Bankbeamter umfaßt ja das rein Materielle. Im Jahre 1887 trat ich in Basel bei einer Großbank in die Lehre; ich bin im Bankfache, mit Ausnahme weniger Jahre (Ausland und Welschschweiz), bis auf den heutigen Tag verblieben. Seit der Gründung der Schweiz. Nationalbank in Bern im Jahre 1907 bin ich deren Beamter und Unterschriftsberechtigter. Auch die Tagesarbeit, der Verkehr mit den Berufskollegen ist mir lieb geworden; denn ich meine, daß es eines jeden Pflicht ist, auch der trockensten Beschäftigung ein Quintchen Schönes und Gutes abgewinnen zu suchen.

Die Freude am Gesang hat mich schon frühe in das Vereinsleben geführt. So bin ich Ehrenmitglied zweier Gesangvereine in Pruntrut und Freiburg (Schweiz) und singe heute noch als Liedesfroher und als Aktivveteran in der Berner Liedertafel und in den Reihen des bestbekannten Uebeschichors mit.

In Muri draußen, nahe der Elfenau, mitten im Grünen und mit dem Auslug nach den Bergen, steht mein Chalet „Daheim". Der Hin- und Herweg ist mir lieb geworden, denn er führt, wenn ich ihn umlenke, durch Wald und Feld und läßt in mir bei der Arbeit stets ein Stück schöner Natur haften ..."

*

Ernst Oser hat 1924 eine erste Sammlung seiner Gedichte in Buchform herausgegeben. Sie wurde seinerzeit an dieser Stelle eingehend und zustimmend besprochen (Jahrgang 1924, Seite 734). Wir verweisen auf diese Besprechung und tragen nur nach, daß das Buch heute noch, jetzt im Selbstverlag des Verfassers, zu haben ist. Preis: gebunden Fr. 2.50.